

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

04.2020

Freiräume



Inhalt

<i>Annelies Benelli</i>	∞	<i>Titelbilder</i>
<i>Rüdiger Heins</i>	5	<i>Editorial</i>
<i>Annelies Benelli</i>	9	<i>Ein Statement der Malerin</i>
<i>Peter Biro</i>	12	<i>Neuste Erkenntnisse zur aktuellen Nutzung des Toilettenpapiers</i>
<i>Wolfgang Prietsch</i>	18	<i>An einen guten Kritiker</i>
<i>Seminar</i>	19	<i>Mein Leben – Ein Buch</i>
<i>Isabella Lehmann</i>	20	<i>Wohnungsbrand</i>
<i>Seminar</i>	25	<i>Worte aus der Stille</i>
<i>Christian Sünderwald</i>	26	<i>Sind wir nicht alle ein bisschen Corona?</i>
<i>Isobel Markus</i>	32	<i>Flirten in Berlin</i>
<i>Mary Garland</i>	35	<i>Brief an einen mir unbekanntem Mann</i>
<i>Barbara Wollstein</i>	36	<i>Deerskin</i>
<i>Klaus Kayser</i>	38	<i>An die Aufrecht Trauernden</i>
	40	<i>Leser(innen)briefe</i>
<i>Charles Stünzi</i>	44	<i>Drei englische Sonette und ihre Übertragung ins Deutsche</i>
<i>Daniela M. Ziegler</i>	50	<i>Weißkääs</i>
	56	<i>Preise & Stipendien</i>
<i>Wolfgang Rödiger</i>	60	<i>Vor den Türen</i>
	64	<i>Impressum</i>

Die experimenta kann für 12 € (zzgl. 3 € Porto) auch als Druckausgabe bestellt werden:
abo@experimenta.de — Bitte Ihre Postadresse mit angeben.

INKAS Institut für Kreatives Schreiben

Das 1997 im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. gegründete INKAS **IN**stitut für **KreAtives Schreiben** ist eine anerkannte Bildungseinrichtung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Gründer und Studienleiter ist Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de.

Ein **Schwerpunkt** des Instituts ist das **viersemestriges Studium** "Creative Writing". Durch gezielte Übungen, kontinuierliches Schreiben und die Beschäftigung mit Literaturgeschichte wird die Kreativität der Studierenden geweckt und in literarische Formen gebracht.

Ab dem dritten Semester können sich die Studierenden mit fachkundiger Unterstützung in Form eines Lektorats an ihr erstes Buchprojekt wagen. Der institutseigene Verlag **edition maya** bietet zudem regelmäßig die Beteiligung an Anthologien. Veröffentlichungen sind auch in der Online-Literaturzeitschrift **experimenta** www.experimenta.de möglich.

Das didaktische Konzept sieht die intensive Vermittlung von Creative Writing vor. Außerdem werden die Grundlagen in den Lehrfächern zeitgenössische Lyrik und Prosa sowie Sachthemen der Literatur in den Wochenendseminaren vermittelt. Diese finden in der Regel einmal im Monat von Freitag- bis Samstagabend statt.

Das Studium steht allen Interessierten unabhängig ihrer Vorbildung offen. Regelmäßig werden öffentliche Lesungen vom Institut angeboten, an denen sich die Studierenden mit eigenen Texten beteiligen können.

Außerdem engagiert sich das INKAS Institut in der Erwachsenen- und Jugendarbeit. Im gesamten deutschsprachigen Raum bietet INKAS mehrtägige Seminare an.



Die **Arbeit mit Kindern und Jugendlichen** ist ein weiterer Schwerpunkt des Instituts. Im Rahmen von "Abenteuer Schreiben" www.abenteuer-schreiben.eu werden junge Menschen altersgerecht mit den Methoden des Creative Writings vertraut gemacht.

Weitere Informationen

Termine für Schreibberatung und Beratung von Autorinnen und Autoren nach Vereinbarung:
info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 921060

Publikationen

experimenta - Zeitschrift für zeitgenössische Lyrik und Prosa, online kostenfrei. Erscheint monatlich:
www.experimenta.de

Veranstaltungen und Seminare:

www.inkas-institut.de

experimenta



* Annelies Benelli

Agd



Patrick Jeune

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wir wissen jetzt, dass sich Europa neu erfinden muss. Nach Schließung der Grenzen ist klar geworden, dass europäische Grenzen nie wirklich geöffnet waren. Die Idee Europas, besser noch, die Idee einer europäischen Union war nicht mehr als eine Illusion (das reimt sich sogar – Pech gehabt). Relativ reibungslos sind die europäischen Nationalstaaten zur Tagesordnung übergegangen, ohne dafür zu sorgen, die europäische Idee sich weiter entwickelt.

Wenn wir schon beim Thema geschlossene Grenzen sind. Ich frage mich, aus welchem Grund die Kirchen jetzt ihre Pforten geschlossen haben? Es wäre doch gar kein Problem in diesen großzügigen Kirchenräumen einen Mindestabstand von zwei Metern einzuhalten – oder irre ich mich da? Im Supermarkt geht das doch auch. Stattdessen haben unsere Klerikalen Mitbürger das Internet für sich entdeckt: Pausenlos werden Gottesdienste über das Netz verbreitet, um digitale Spiritualität an Internetkonsumenten zu transformieren. Hier gilt das Gleiche wie bei der Europäischen Union: Kirche muss sich neu erfinden“.

Es scheint, als ob da jemand die Reset Taste am globalen Weltgeschehen gedrückt hat und alle auf einen Neustart warten. Warum auch nicht? Ein Neustart würde die Chance in sich bergen, alles besser zu machen, weil wir aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt haben.

Willkommen in der Zukunft

*Rüdiger Heins
Mitherausgeber der experimenta*





Patrick Jeune



Patrick Jeune



Annelies Benelli

Malen ist Leidenschaft

Ein Statement der Malerin Annelies Benelli-Bättig

Malen ist eine Leidenschaft – eine Lebensart seit ich denken kann – der Zeichenstift und Pinsel sind oft die Verlängerung meiner selbst. Plötzlich entsteht ein neues Bild. Von Ideen getrieben, ständig in verschiedenen Techniken und Farbkompositionen arbeite ich abstrakt. Niemals zu viel, denn im Ausgelassenen, im Weggelassenen, im „Abfall“ befindet sich oft das Wesentliche. Routinen werden vermieden, Stile verworfen. Die Schönheit der Natur und die Ausdruckskraft der Farben nutze ich aus. Zudem führen gewählte Texturen und Oberflächen als Kontrast weg vom klassischen Schönheitsideal! Die Aquarellmalerei ist meine Lieblingstechnik – sie ist spontan, transparent, ehrlich und das Korrigieren ist schwierig. Im Garten in Meiringen liegt die Malunterfläche oft am Boden und ich male „von oben herab“. Impressionismus heißt auch „Pleinairismus“. Mein Atelier kann überall sein, als Kontrastprogramm zur Kompliziertheit des Alltags und um die Welt in den Griff zu bekommen. Die Reduktion auf das Wesentliche im Hier und Jetzt realisiert Sehnsüchte. So können Wettkämpfe vermieden, Regeln umgangen und Freiheiten genutzt werden. Sich den Maluntergrund ohne Zuschauer mit etwas Demut zu eigen zu machen, bedeutet viel Freude und wenig Nutzen. Sich nicht vom Strom manipulieren zu lassen, aus Raum und Zeit zu fallen, ist eine Mischung aus Euphorie und äußerster Konzentration. Bilder entstehen im Innern in freiwilliger Isolation und zeigen eine eigene Welt ohne Selbstzweck, ohne sich selbst zu zelebrieren, ohne Worte und Erklärungen. Bilder halten einen Moment fest und bleiben bestehen. Sehen bedeutet hier: in Besitz nehmen, Abenteuerlust ausleben und über das Sichtbare hinausgehen. Das Leben ist auch ein weißes Blatt. Es liegt an uns, es leuchtend zu gestalten. Machen wir ein Kunstwerk daraus!

www.anneliesbenelli.ch

-
- ✘ **Annelies Benelli** wohnt in Brig (Schweiz), mit Atelier auch in Meiringen. Pädagogikausbildung in Bern, Unterricht in verschiedensten Techniken, drei Jahre Diplomkurs an der Neuen Kunstschule Zürich. Ausstellungen in mehreren Kantonen, Bilder in diversen Unternehmungen, seit 2018 auch in New York. Lehrtätigkeit in Aquarell. www.anneliesbenelli.ch





Annelies Benelli



Anzeige

Mario Andreotti

EINE KULTUR SCHAFFT SICH

Beiträge

zu
Bildung
und

AB

Sprache

FormatOst

Peter Biro

Neueste Erkenntnisse zur aktuellen Nutzung des Toilettenpapiers

Die jetzige Knappheit von Toilettenpapier aufgrund von pandemiebedingten Hamsterkäufen hat allen klargemacht, dass es sich hierbei um ein vitales Konsumobjekt handelt, welches dem Menschen besonders nahesteht. Diese Nähe wird nicht zuletzt durch den Umstand verkörpert, dass Toilettenpapier regelhaft den tiefsten Tiefen der hinteren Furche des Konsumenten zugeführt wird. Dieser geradezu intime Kontakt erfordert, dass man sich der Mensch-Toilettenpapier-Symbiose mit dem geschulten Auge des Systemikers nähert. Denn schliesslich handelt es sich um ein kultur- und zivilisationsübergreifendes Phänomen. Der grassierende Hamsterkauf ist allein schon ein schwer erklärliches massenpsychologisches Phänomen, aber die explizite Bevorzugung von Toilettenpapier bei demselben ist ein noch viel grösseres Rätsel. Es gibt mittlerweile viele, überwiegend unbeholfene Erklärungsversuche, darunter die psychoanalytisch fundierte Hypothese, dass weit mehr Erwachsene als bisher angenommen sich noch immer in der Analphase befinden und von diesbezüglichem Lustgewinn getrieben, die Regale für Hygieneartikel plündern. Dabei liegt eine weit einfachere und pragmatischere Erklärung auf der Hand, nämlich diejenige, die auf die Packungsgrösse anspielt. Meine überaus plausible Begründung habe ich persönlich entwickelt, und in aller Bescheidenheit erwarte ich wegen der globalen Bedeutung dieser Erkenntnis die immerwährende Dankbarkeit der Fachwelt. Ausserdem rechne ich fest damit, deswegen wissenschaftliche Unsterblichkeit zu erlangen.

Hier nun meine praktisch unwiderlegbare Toilettenpapier-Hamsterkauf-Hypothese: Erstens nimmt die Packung mit zwanzig und mehr Papierrollen sehr viel Platz ein, so dass

in den entsprechenden Gestellen nur wenige dieser Ungetüme einsortiert werden können. Wenn der Bedarf nur geringfügig höher ist als sonst – wovon man bei einer Viruspandemie ohne weiteres ausgehen kann – dann braucht es nur wenige Käufer, um dieses Regal in kurzer Zeit zu leeren. Zweitens sehen später eintreffende, noch nicht vom Hamstern-Wahn infizierte Kunden die gähnende Leere anstelle des Toilettenpapiers, und obwohl sie gar nicht vorhatten es zu kaufen, schrillt bei ihnen die Alarmglocke mit der Meldung: «Oha, es gibt kein Klopapier mehr!». Drittens eilen daraufhin die unangenehm überraschten ersten Entdecker dieses Sachverhalts ins nächste Geschäft um noch rechtzeitig an die scheinbare Mangelware zu kommen, und ruck zuck sind dort die Gestelle aus den erstgenannten Gründen auch bald leer. Auf diese Weise entfesselt sich eine Kettenreaktion, die zur bevorzugten Knappheit dieses ansonsten eher krisenneutralen Produktes führt (Dankesurkunden, Medaillen und sonstige Gaben bitte bei der Rezeption auf meinen Namen abgeben).

Aus anthropologischer Sicht lässt sich die enge Assoziation zwischen dem WC-Papier und seinem menschlichen Benutzer ebenfalls analysieren, so dass nunmehr, nach mehrjähriger Erforschung dieses eigenartigen Phänomens, ein weitgehend klares Bild entsteht. Kundige griechische Forscher von der Konstipatin Aborta Universität Athen haben neulich errechnet, dass ein gesunder Mensch mit normaler Lebenserwartung und einer unauffälligen Verdauung bis an sein Lebensende im Durchschnitt 55 Km Klopapier verbraucht, was in etwa dem Abstand zwischen Aachen und meiner Sonnenbrille entspricht, die ich gestern im Bistro der Autobahnraststätte Düren versehentlich liegengelassen habe. Für diese gewaltige Menge mit Fichtennadelduft imprägniertem

Feinripppapier könnte man ebenso gut genügend Schmuttelheftchen und Knabberzeugs kaufen, um drei erwachsenen Männern ein ganzes Leben lang unbändige Freude zu bereiten. Doch damit sind die naheliegenden Analogien noch lange nicht erschöpft. An der Kunstakademie von Mainz-Kastel hat man sich ebenfalls ernsthafte Gedanken um den gewaltigen, zeitgenössischen Toilettenpapierverbrauch und seine Auswirkungen auf den Kunstbetrieb gemacht. Dort kam man zu der bahnbrechenden Erkenntnis, dass allein die übrigbleibenden Klopapierrollenpappkerne genügend Grundmaterial für Bastelarbeiten in allen Kindergärten von Sachsen-Anhalt abgeben. Selbst bei eifriger Nutzung durch sämtliche süßen kleinen Bastler des Landes, könnten damit mindestens zwei Jahrgänge versorgt werden, vorausgesetzt sie würden mit diesem wertvollen Rohstoff zuverlässig beliefert. Die anhaltinische Landesregierung erwägt angeblich Sofortmassnahmen, um die Versorgung mit diesem essentiellen Kulturgut sicherzustellen.

Die Europäische Kommission hat in ihrem jüngsten Jahresbericht auf den erfreulichen Umstand hingewiesen, dass es allen 26 Mitgliedsstaaten gelungen ist, sich auf eine einheitliche Perforationstechnik zu einigen. Damit ist das Abtrennen von einzelnen Blättern von der intakten Rolle wesentlich einfacher geworden, wobei die Risspräzision und -sauberkeit noch zu wünschen übriglassen. Gewisse Unregelmässigkeiten und Zipfelauscheinungen kommen gelegentlich noch vor, insbesondere, wenn bei mehrlagigem Papier die Risskanten nicht passgenau übereinstimmen. Angeblich wird an diesem Problem bereits mit Hochdruck gearbeitet und man hat mittlerweile geeignete Schablonen entwickelt, um die verschiedenen Papierlagen zu einer besseren

Deckungsgleichheit zu bringen. Ein technischer Durchbruch in dieser Sache wird noch in diesem Jahrzehnt erwartet.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt der Klopapiernutzung ist deren Einspannen in die jeweiligen Abgabevorrichtungen. Hierbei unterscheiden wir zwischen mobilen und festen Spendern. Die mobilen Spender befinden sich meist auf der hinteren Hutablage von Personenkraftfahrzeugen und bestehen in der Regel aus kunstvoll gehäkelten Stoffröhren, deren Hauptaufgabe jedoch nicht in erster Linie die Aufbewahrung ist. Nein, sie dienen vor allem der Zurschaustellung der kunsthandwerklichen Fähigkeiten der Beifahrerin und erfüllen erst in zweiter Linie eine gewisse Abdeckfunktion. Im Gegensatz dazu sind die stationären Abgabevorrichtungen nichts anderes als künstlerisch unspektakulär an Toilettenwände fest montierte Rollenhalter. Diese werden oft mit einem gefederten Deckel versehen, und befinden sich von der Toilettenschüssel aus betrachtet in Griffweite des darauf sitzenden Nutzers. Es gibt allerdings glaubhafte Berichte darüber, dass in speziellen Fällen – und zwar in gewissen Armutszonen – kein Deckel über dem Rollenhalter angebracht ist. Dieser bedauernswerte Umstand führt dazu, dass die eingefügte Papierrolle leichter durchdrehen kann, was einer nutzlosen Verschwendung dieses wertvollen Guts durch unkontrolliertes Abrollen Vorschub leistet.

Über die erwähnte, vor allem ökonomisch relevante Deckelfrage hinaus gibt es im Zusammenhang mit der Toilettenpapieranbringung einen weiteren, wesentlich wichtigeren Umstand. Nämlich den der Abrollrichtung. An dieser scheiden sich die Geister seit es aufgewickelter Klopapier gibt. Die in

dieser Sache völlig uneinigen Kontrahenten lassen sich im Wesentlichen in zwei Lager teilen: da ist einerseits die Mehrheitsfraktion der «zum Raum hin weisenden Abrollung», und andererseits die Minderheitsfraktion der «zur Wand hin weisenden Abrollung»; die Feindschaft zwischen diesen beiden Parteien hat mittlerweile groteske Züge angenommen und deren Exponenten verweigern standhaft den Dialog mit der Gegenpartei. Hierdurch wird jede Kompromissfindung verunmöglicht, so dass auf absehbare Zeit auch nicht mit einer Einigung zu rechnen ist. Früher hatte man versucht, den Disput durch behutsam moderierte Debattierunden zu überwinden, aber die dabei stets aufgeflamten Raufereien führten zu einem endgültigen Abbruch jeglicher Einigungsbemühungen. Dann gibt es noch eine kleine Gruppe von blockfreien Abrollern, die sich standhaft weigern, einer der beiden Fraktionen beizutreten. Sie stellen ihre Klopapierrollen demonstrativ seitwärts auf – wohlgemerkt ohne diese in irgendetwas einzuspannen. Sie beharren auf diese anspruchslose Art der Nutzung mit der Begründung, dass dies technisch weniger anfällig und ressourcenschonender sei. Dabei bemühen sich die beiden konkurrierenden Abrollfraktionen unentwegt die «Blockfreien» für sich zu gewinnen, denen sie auf unfaire Weise eine Art naive Unentschlossenheit vorwerfen. Sie versuchen ihre eher widerwilligen Gesprächspartner durch vielfältige Vergünstigungen zu ködern, so zum Beispiel durch die Verteilung von Gutscheinen für den Besuch von kostenpflichtigen Aborten. Vereinzelt wurden prominente «Auswärtsabroller» dabei beobachtet, wie sie in Autobahnraststätten gebrauchte Toilettengutscheine aus den Abfallkübeln klaubten, um sie wiederaufzubereiten und als Lockmittel einzusetzen. Nur in unterentwickelten Ländern kennt man

keine Konflikte um die ideologisch richtige Abrollrichtung, da eine grosse Mehrheit der Nutzer, statt herkömmlich aufgerolltes Klopapier, lediglich popogerecht zurechtgezupftes Zeitungspapier verwendet. Diese in etwa DIN-A5 grossen, grob zusammengefügte Blätter werden mit ihrer Ecke an rostigen Nägeln aufgehängt und durch forschen Zug nach unten herausgerissen. Die ausgesprochen bescheidenen Verbraucher können nur in ihren kühnsten Visionen von hautfreundlichen, flauschigen Materialien träumen, die den Anus nicht nur säubern, sondern diesen sogar salben.

Bei Ämtern, Firmenverwaltungen und sonstigen bürokratischen Einrichtungen herrscht bekanntlich ein sehr grosser Wischbedarf, dem mit einer besonderen Variante des Toilettenpapiers begegnet wird, nämlich der sogenannten «mehrlagigen». Im internationalen Sprachgebrauch wird diese Variante auch «multi-foil» genannt, ein technisch hochkomplexes Produkt, welches nicht nur eine höhere Reissfestigkeit beim Gebrauch, sondern auch mannigfache Zusatzvorteile bietet. Während das jeweilige, frisch bedruckte Original gerne verwendet wird, um Untergebenen beim jährlichen Qualifikationsgespräch den persönlichen Zugang zu ihren jeweiligen Vorgesetzten zu erleichtern, werden mindestens zwei Durchschläge zu den Akten gelegt. Dieser Vorgang ist bestens geeignet, den ausgeprägten Dokumentations- und Archivierungsbedürfnissen der betreffenden Behörden zu entsprechen. Die dergestalt gesammelten Akteneinträge füllen mittlerweile kilometerlange Ablagen in den betreffenden Institutionen und erlauben jederzeit einen Rückgriff auf frühere Wischleistungen. Man sagt, bei Kommunalbehörden seien diese archivierten Akten fast bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts lückenlos zurück verfolgbar. Seit geraumer Zeit

besteht obendrein die Verpflichtung, für jeden Jahrgang eine übersichtliche Zusammenfassung der abgelaufenen Wischtätigkeiten des Führungspersonals zu erstellen. Speziell geschulte Mitarbeiter sind damit beschäftigt, diese Dokumente zu analysieren, statistisch auszuwerten, graphisch aufzuarbeiten und in leicht verständlicher Form der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Eine exzellente, wissenschaftlich fundierte und sprachlich hervorragende Zusammenfassung der Bedeutung von Toilettenpapier in Biologie, Quantenmechanik und gastronomisch-reduktiver Linguistik ist vom bedeutenden, japanischen Diabetiker Katzikuro Daumisugi (1947 – 2011) erstellt worden, welches aber angeblich nur in zwei handschriftlichen Exemplaren existiert:

eines wird für die Öffentlichkeit unzugänglich im Staatsschatztresor des Tennos aufbewahrt, das andere befindet sich für Forschungszwecke im Max-Planck Institut Garching bei München. Dort wird es durch eine ausgesuchte Forschungsgruppe seitenweise einem wischtechnischen Stresstest ausgesetzt, von dem man sich weiterführende Erkenntnisse für die Anahygiene der Zukunft verspricht. Mit anderen Worten, dieses einzige zugängliche Exemplar von Daumisugis epochalem Werk ist zum jetzigen Zeitpunkt zumindest teilweise «im Arsch».

-
- ✘ **Peter Biro**, *1956 in Grosswardein, ist Professor für Anästhesiologie, Kulturkenner, und weitgereister Weltbürger. Auswanderung aus Rumänien nach Deutschland 1970. Medizinstudium in Frankfurt am Main, Seit 1987 in der Schweiz ansässig, arbeitet hauptberuflich als Narkosearzt und Dozent am Universitätsspital Zürich. Er blickt auf ein breites Spektrum medizinischer Fachbeiträge zurück. Seit kurzem schreibt er nach Feierabend humoristische Glossen und ausnahmsweise auch mal ernste Beiträge für Online-Magazine.

In der experimenta mit „Lüge und Wahrheit in Zeiten des Online-Datings“, experimenta.de «Virgins & Dragons» 01/2020



Annelies Benelli



Annelies Benelli

Wolfgang Prietsch

An einen guten Kritiker oder: Für Mühen ohn' Eigennutz

Neben dem Breitband Mittelmaß,
ein Ausreisser diese Kritik.
Jenseits der Grenze des Üblichen
erkennbar auch ohne Mühe und Not:
Bemerkungen hilfreich, aufbauend.
Wollt ich weiche Worte,
wohltönend – gefällig,
der Münder und Federn viele
fände ich.

Münzen, klingelnd in Tetzels Kasten,
kaufen mich los,
machen gute „Gut“achten:
In eines breiten Flusses Bett
fließen Worte der Mitte,
die stoßen nicht an.
Mühe aber und Intensität
sind nötig,
suchen muss man
(Investition Zeit),
soll Wesentliches
gefunden, durchdacht, aufgeschrieben sein.

Aus der Mittellage
keinen Ausschlag seh' ich
auf der Werte-Waage
des Durchschnittshaushalts,
leg ich das Verbum Dank
auf eine der Schalen.
Nicht konvertierbar,
Nutzen nicht komparabel
mein Wort, ob gesprochen,
ob geschrieben.
Doch hoff', nein, weiß ich:
Da wird angelegt
eine andere Elle.

Ogleich dies Maß
unmodern heut schon,
nicht entsprechend
dem üblichen uniformen Denken
konzertierter Population
auf kommoden Diwanen,
west-östlich.
Auch sine pecunia
scheu ich mich nicht,
auszusprechen dies Wort „Danke“,
abgegriffen vielleicht,
doch leuchtend wie eh',
wenn es wirklich gewollt wird.
Wer Augen hat, zu sehen.

* **Wolfgang Prietsch**, geb. 1932 in Frankfurt (Oder), lebt in Berlin. Zahlreiche Gedicht- und Kurzgeschichtenpublikationen in mehreren Anthologien verschiedener Verlage, Lyrik-Sammlungen, Zeitschriften deutschlandweit, der Schweiz und im deutschsprachigen Teil Belgiens, Kalendern, Lesungen (Berlin; Brandenburg; Ostseeküste) in Kulturhäusern, Bibliotheken, Kirchen, Häusern des Gastes mit wechselnder musikalischer Begleitung (Chor; Flöten; Orgel; Cello; Piano).

Mein Leben – Ein Buch

Schreiben für Seniorinnen und Senioren

Ein Tagesseminar am 06. Juni 2020 in Bingen am Rhein für Menschen, die über ihr Leben schreiben wollen

Sie haben viel erlebt und Sie haben viel zu erzählen. Oftmals sind es Geschichten, die andere Menschen bewegen. Leider bleibt es häufig nur beim gesprochenen Wort und viele Lebensgeschichten gehen verloren.

Im Seminar „Mein Leben – Ein Buch“ erfahren die Seminarteilnehmer(innen) mehr darüber, wie sie ihre Erlebnisse und die damit verbundenen Empfindungen zu Papier bringen können. Dem Seminar liegen Inhalte zu Grunde, die Erlebtes in literarische Texte verwandeln. Mit Modulen aus dem Kreativen Schreiben werden Texte entwickelt, die durchaus zu einer literarischen Qualität führen.

Der Seminarleiter Rüdiger Heins ist Mitherausgeber der experimenta (Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft). Außerdem unterrichtet er als Dozent am INKAS Institut für Kreatives Schreiben.

Weitere Informationen zum Dozenten auf der Webseite www.ruedigerheins.de sowie auf Wikipedia.

Das Seminar ist auf sechs Teilnehmer(innen) begrenzt.

Seminartermin: Samstag, 06. Juni 2020

Seminargebühr: 120 € inklusive Verpflegung
Übernachtung auf Anfrage

Anmeldung: info@inkas-institut.de oder info@inkas-id.de

Telefon: +49 6721-921060



Annelies Benelli

Die **experimenta** veröffentlicht seit Dezember 2011 die Rubrik „Trilogie der Lyrik“.

Hier erschienen bisher Texte von Maja Rinderer (Austria), Marcela Ximena Vásquez Alarcón (Chile), Rafael Ayala Paéz (Kolumbien), Ingrid Sachse, Cuti (Brasilien), Johannes Kühn, Charles Bukowski (USA), Gioconda Belli (Nicaragua), Arnfrid Astel, Bertram Kottmann /Emily Dickinson (USA), Sören Heim, Ernesto Cardenal (Nicaragua) Rüdiger Heins, Xu Pei (China), Şafak-Sarıçiçek (Türkei), Anne Waldmann (USA), Jens-Philipp Gründler, Gudrun Holtmanns, Thorsten Trelenberg, Urs Ars, SAID (Teheran), Johann Seidl, Vinzenz Fengler und aktuell Isabella Lehmann aus Köln.

Isabella Lehmann

Wohnungsbrand

Ich tanze in meinem brennenden Zimmer

Das Feuer singt: Neuanfang

Ein Feuerwehrmann

mit meinen Augen

schaut mich an

er scheint mich nicht zu kennen

In der Ecke meines Zimmers

stand mal ein Kübel mit Wasser

doch als ich nach ihm greife

steht da nur noch: günstige Gelegenheit

In meinem Zimmer brennt es

und ich im Engtanz

mit den Flammen

: Abfallen

*Eine Haut
die aussieht wie meine
steht abgewandt im Türrahmen
Ich brenne jetzt weiter
für die Geschichte
in der ich die Hauptfigur bin*

*Ich verzichte auf Ausschmückungen
heute trage ich nicht den Schmuck meiner Mutter auf
und versuche nicht seine Briefe zu retten
oder mich an deine guten Wünsche zu erinnern*

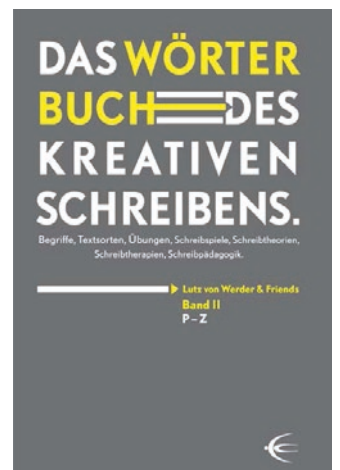
*Ich bin nicht wie ihr
weil ich mich in Brand gesteckt habe*

✘ **Isabella Lehmann**, Jahrgang 1988, zog es nach der Schule nach Berlin, wo sie ihre Leidenschaft für modernes Theater entdeckte. Sie schreibt vorrangig szenische Collagen sowie Gedichte und ist Gastgeberin der Lyrikreihe „Vers.offen im Wedding“. Seit kurzem lebt sie in Köln.



Annelies Benelli

Anzeige





Annelies Benelli

Worte aus der Stille

Ein Schreibseminar auf dem Disibodenberg mit Rüdiger Heins

**Aus aktuellem Anlass fällt das Seminar im Mai aus.
Das Seminar im September findet kostenfrei statt!**

Der Disibodenberg ist ein heiliger Kraftplatz, der bereits von den Kelten als Kultstätte genutzt wurde. Um 640 kam der irische Mönch Disibod, der von dort aus das Christentum in der Nahregion verbreitete. An diesem Ort hat Hildegard von Bingen ihre "Scivias" empfangen und sich als Visionärin zu erkennen gegeben. Sie ist die erste deutsche Dichterin.

Im Seminar „Worte aus der Stille“, das unter freiem Himmel in der malerischen Kulisse des Klosters stattfinden wird, begeben sich die Seminarteilnehmer(innen) schreibend auf eine Spurensuche nach der eigenen Kreativität. Mit Techniken des Kreativen Schreibens und den Techniken, die Rüdiger Heins für dieses Seminar entwickelt hat, erfahren die Seminarteilnehmer(innen) mehr über den sicheren Umgang mit ihrer eigenen Schreibstil und dem Klang der Sprache. Die Übungen orientieren sich am individuellen Erfahrungsschatz, sodass keine Vorkenntnisse erforderlich sind. Der Fundus eigener Geschichten, die aufgeschrieben werden wollen, liegt im Innern des Menschen verborgen. Ein weiteres Modul des Seminars sind Entspannungs- und Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess begleiten.

Zielgruppe

Menschen, die Geschichten aus ihrem Leben aufschreiben möchten. Neugierige, die gern schreiben und Geschichten erfinden oder die Freude daran entdecken wollen. Frauen und Männer, die gerne erzählen und zuhören.

Der Dozent

Rüdiger Heins über Hildegard von Bingen: „Mit der Heiligen Hildegard verbindet mich, dass ich zeitlebens eine tiefe Spiritualität, die mir Lebensfreude und Kraft gegeben hat. Einige Jahre wurde ich von

Schwester Caecilia Bonn, eine Benediktinerin der Abtei St. Hildegard, in Leben und Werk der Hildegard eingeführt.“

Rüdiger Heins ist freier Schriftsteller, Mitherausgeber der experimenta und Dozent für Kreatives Schreiben. Sein Theaterstück „Vision der Liebe“ – Hildegard von Bingen wurde in Kirchen und Klöstern aufgeführt.

Mehr Informationen zu Rüdiger Heins finden Sie auf der Website: www.ruedigerheins.de und auf Wikipedia.

Anmeldung und weitere Informationen

Telefon: 06721 – 921060

eMail: info@inkas-id.de

Website des Instituts: www.inkas-institut.de

Seminartermine

15. bis 17. Mai 2020

18. bis 20. September 2020

Die Teilnahme erfolgt über den Eingang der Anmeldung.

Seminarzeiten

Freitags von 17:00 Uhr bis 20:00 Uhr, samstags von 10:00 bis 18:00 Uhr und sonntags von 10:00 bis 13:00 Uhr. Die Pausen werden im Seminar bekannt gegeben.

Seminargebühr: 250 € Jetzt kostenfrei!

Übernachtungen auf Anfrage

Telefon: 06721 – 921060

Adresse des Disibodenberg

55571 Odernheim am Glan, Disibodenberger Hof

Querschnitte Sünderwalds

Sind wir nicht alle ein bisschen Corona?

Der Covid-19 oder wegen seiner optischen Ähnlichkeit mit der von der Nähe betrachteten Sonne auch „Corona“ genannte Virus verbreitet sich nicht nur durch Händeschütteln und Anniesen, sondern empfunden fast noch mehr durch die Panik, die um ihn inzwischen entstanden ist. Danach macht uns der Virus selbst wohl nicht so krank, wie die Angst vor ihm.

Ein erster Weg zur Heilung ist die Beschäftigung mit der Frage, was an sich eine Krankheit ist? Zunächst ist eine Krankheit eine objektive Tatsache. Sie gehört zu dem wirklichsten, das einem Menschen geschehen kann. Wenn wir krank sind, besinnen wir uns auf das Wesentliche, Essenzielle und Basale. Was gestern und gesund ach so dringend und wichtig erschien, spielt heute und krank plötzlich kaum noch eine Rolle. Wir begegnen unserer verschütteten Demut vor dem Leben.

Doch es kommt nicht allein auf die Krankheit und ihre physischen Auswirkungen an, sondern auch darauf, wie wir mit ihr umgehen, wie wir sie ertragen, wie wir ihr persönlich und gesellschaftlich begegnen, was sich durch sie verändert. So ist eine Krankheit auch immer eine gesellschaftliche Zäsur. Das trifft in besonderem Maße auf Corona zu. Denn Corona ist keine Krankheit wie Krebs oder Demenz, die jeden Menschen erwischen kann, sondern eine ansteckende, die von Mensch zu Mensch übertragen und verbreitet wird, also eine, die man sich einfängt beim Kontakt mit anderen Menschen und mit den viralen Spuren ihrer Existenz.

Doch damit nicht genug. Auch vor dem Corona-Virus sind nicht alle Menschen gleich. Da gibt es

die, die sich auch noch per se falsch verhalten, die sich falsch ernähren, falsch oder zu wenig bis gar nicht bewegen, die falschen Emotionen haben, wie permanenten Stress oder gähnende Langeweile. Wenn sie dann auch noch die zweifelhafte Gnade der frühen Geburt haben, durch die sich unsere Zivilisationskrankheiten frei entfalten können, dann stehen diese Menschen auf den Verliererseite und sind der Latenz des kollektiven Vorwurfs ausgesetzt, warum sie sich auch so gehen ließen und sie doch letztlich selber schuld sind, dass sie sich selbst zum menschlichen Wrack degeneriert und gealtert haben.

Ein Leben ohne Krankheiten gab und gibt es wiederum nicht und wird es wohl auch nie geben. Und je mehr wir die eine Art von Krankheit versuchen zu verhindern desto mehr machen wir uns anfällig für andere. Krankheit ist seit je her eine anthropologische Konstante und historische Variable zugleich. Schon deswegen ist unsere Zivilisationsgeschichte untrennbar verbunden mit dem Streben, Krankheiten zu bekämpfen oder sie gar für immer auszumerzen. Doch die Retrospektive birgt die bittere Erkenntnis, dass unsere Zivilisation inzwischen zwar im Stande ist, viele Krankheiten in Schach zu halten und damit beherrschbar zu machen, aber gleichzeitig ebenso viele neue entstehen lässt. Ein historischer Marathon unserer Spezies im ewigen Hamsterrad der Gesellschafts- und Medizingeschichte.

Krankheiten haben auch eine sozialkommunikative Komponente. Was wären wir ohne die Rhetorik des Mitleides - dick genug aufgetragen, jede Gleichgültigkeit und Heuchelei übertünchend. Die eigene Positionierung begegnet hier einem weiten

Feld zwischen „ach, selber schuld“ und tatsächlich tätiger und altruistischer Hilfe für den Nächsten. Wie viele Menschen hätten sich auch überhaupt nichts zu erzählen, könnten Sie sich nicht über ihre Krankheiten selbstmitleidgeschwängert austauschen.

Trotz allem zivilisatorischen Gewand, in das wir uns nur allzu gerne einkleiden, ist und bleibt es die Natur des Menschen: Arterhaltung, Sexualität, Aggressivität, das Streben nach Überlegenheit gegenüber dem anderen und eben Krankheiten überstehen oder ihnen erliegen.

Krankheit ist zunächst eine persönliche Krise. Im Fall von Corona kommt aber auch noch eine gesellschaftliche dazu. Man muss sich auch vor der Bösartigkeit in der Gesellschaft in Acht nehmen. Mit jedem der hustet ab auf die „Corona-Insel“. Das Urteil ist gesprochen mit dem „Corona“-Blick in der Straßenbahn. Erwartet wird von den Kranken die unbedingte Rücksichtnahme auf die Gesunden. Erwartet werden Schutzmaßnahmen und ein entschlossenes hartes Durchgreifen der Regierenden und ihrer Behörden. Die Gesellschaft muss vor der Krankheit geschützt werden und das bedeutet in diesem Fall auch vor den Kranken. Der hoch infektiöse Kranke verdient zwar das zivilisierte Maß an Mitleid, Zuwendung und Pflege, ist aber eben auch eine Gefahr. Unsere Gesellschaft ist durch Corona konfrontiert mit der kollektiven Frage nach Humanität, Moral und Vernunft und deren jeweiliger adäquaten Anwendung. Die Menschheitsgeschichte ist voller Beispiele davon, dass sich der Mensch angesichts einer ansteckenden Krankheit eben nachgerade nicht humanitär, moralisch und vernünftig verhält. Die

zivilisatorische Barriere, die unsere Gesellschaft von der Barbarei abgrenzt, wurde schon so oft im Sturm eingerissen, „wenn’s drauf ankam“. So definiert sich eine Gesellschaft auch durch ihren Umgang mit Krankheiten und den von ihr betroffenen Menschen.

Patient „Null“, also der Erste, in dem eine ansteckende Krankheit ausbrach, wird tatsächlich so gut wie nie gefunden und wenn, spielt es für den weiteren Verlauf einer Epidemie oder gar Pandemie am Ende keine Rolle mehr. Gleichwohl haftet ihm nahezu mythisch der Sündenfall an, trachtet er doch mit diabolischer Boshaftigkeit danach, unsere kulturelle Ordnung aus den Angeln zu heben. Er hat etwas berührt oder ist von etwas berührt worden, das ihn selbst sogleich zum Unberührbaren gemacht hat. Er hat mit ultimativer Niedertracht die Büchse der Pandora geöffnet. Dieses apokalyptischen Bildes der Schuldzuweisung bedienen wir uns nur zu gerne, um in der empfundenen wie tatsächlichen Tragik der Situation zumindest schon mal den Schuldigen klar ausgemacht zu haben.

Krankheit macht uns auch immer die Endlichkeit unseres irdischen Daseins bewusst. Sie konfrontiert uns mit der unangenehmen Frage, was nach dem Tod kommt, auf die wir in den meisten Zivilisationen nur eine sehr bedingt befriedigende Antwort finden. Damit ist es uns zudem auch nicht möglich, in einer uns heimsuchenden Krankheit irgendeinen Sinn zu erkennen, was das empfundene Leiden mental nur noch verstärkt. Vollends trostlos werden wir, wenn wir erkennen müssen, dass die Gründe für eine Krankheit wir selbst geschaffen haben, etwa durch mangelnde

Hygiene oder unseren an uns selbst Raubbau betreibenden Lebensstil.

Was macht unsere Furcht vor einem Virus aus? Vielleicht, dass er zugleich eine Vor- wie eine Antiform des Lebens ist. Es fehlt ihm an den primären Wesenszügen eines Lebewesens: Stoffwechsel und eigenständige Replikation, also der selbstständigen Vervielfältigung einer DNA. Man kann einen Virus insofern weder als ein Lebewesen noch als ein lebloses Etwas bezeichnen. Der Virus hat damit keinen eindeutigen Platz in unseren Existenz-Definitionen, was ihn umso unheimlicher erscheinen lässt – ein schwer bis nicht zu greifendes Zwischending. Gleichwohl gibt es sie schon ewig, die Viren – sogar in den Überbleibseln der Dinosaurier hat man schon Spuren von ihnen gefunden.

Sind sie gar die regulative Geheimwaffe des Schöpfers? Sind Viren das ultimativ böse? Sind sie die schwarzen Engel der Hölle? Warten sie als Schläfer nur auf ihren Einsatzbefehl im Schutze ihrer animalischen Wirte, wie im Fall des Corona-Virus, das vermutlich seinen Absprung zum Menschen nahm aus dem Organismus einer Fledermaus? Die Wissenschaft scheint die Formel für das ewige Leben des Virus schon länger entschlüsselt zu haben, was uns allerdings keineswegs beruhigen sollte: die Fähigkeit zur jederzeitigen und nötigenfalls sprunghaften Mutation. Viren scheinen aus der evolutionären Ordnung zu fallen, können sie doch wiederum nicht selbstständig leben und brauchen stets einen Wirt, dem sie allerdings nicht nur nichts danken, sondern ihn durch ihre bloße Existenz leiden und letztendlich elendig verenden lassen.

Des Menschen Schicksal ist es, in der viralen Welt zu überleben.

Der Virus scheint seit jeher absolut omnipräsent zu sein, denn selbst in der menschlichen Schöpfung der modernen digitalen Welt hat er schon Einzug gehalten. Auch die Maschinen, die uns inzwischen das Leben so bequem machen, sind infiziert von ihnen. Je künstlich intelligenter unsere Maschinen werden, desto anfälliger werden sie wohl für eine Infizierung durch Computer-Viren. Offensichtlich sind die Menschen, die die Maschinen erschaffen haben, so durchdrungen von Viren, dass sie ihre Schöpfung höchst selbst gleich mit angesteckt haben.

Selbst der geneigte Leser mag jetzt vielleicht kritisch anmerken, dass angesichts der aktuellen Lage der Autor mal seinen Klugschreiber-Modus abschalten, sich einfach regelmäßig gründlich die Hände waschen und zu Hause bleiben sollte. Dem möchte ich gar nicht unbedingt widersprechen. Mir geht es hier aber eben nicht nur um den Virus, seine pandemische Präsenz und seine Gefahr an sich, sondern auch um die ganz menschengemachte Angst vor ihm.

Die gegenwärtige Seuche ist eine Herausforderung für uns alle. Es steht die Frage, wann wir das ganze akzeptieren und auf unsere Normalität nivellieren können. Wir müssen uns mit der unbarmherzigen und einigermaßen inhumanen Selektion auseinandersetzen, ob die Alten und Vorerkrankten die insofern legetimen Opfer der Entwicklung sind und wir uns eben nur um die Jungen und Gesunden kümmern können und sollten. Es geht um nicht weniger als eine

Entscheidung zu treffen, wer die Todeskandidaten sind. Auch steht die Frage, wie viel wir bereit sind, auf dem Altar unserer gewinnstrebenden Wirtschaftsordnung zu opfern - wie viel „negatives Wachstum“ wir zuzulassen bereit sind. In China jedenfalls ist es für einige Großstädter seit Jahren das erste Mal wieder möglich, einen klaren blauen Himmel zu sehen. Vielleicht ist der Corona-Virus ja auch eine göttliche Strafe für unsere ungehemmte Globalisierung und das damit einhergehende unbegrenzte Wachstum. Die Geschichte hat uns gezeigt, dass Seuchen schon ganze Weltreiche zu Fall gebracht haben.

Schließlich ist in unserer modernen Gesellschaft Gesundheit bei einigen inzwischen regelrecht zu einem Fetisch geworden, der sich aus der beständig geschürten Angst nähert, nicht fit genug für den Wettkampf um die möglichst große Überlegenheit gegenüber den anderen und für den gelebten (materiellen) Fun-Faktor zu sein. Gesundheit ist heute die unbedingte Voraussetzung für die erfolgreiche Selbstvermarktung. Zwangsläufig ergibt sich daraus, dass Krankheit und damit auch der Corona-Virus ein riesiges Geschäft ist. Die Frage daraus ist: Wie viel Wahrheit und wie viel Lüge muss im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und ihres Wertesystems verbreitet werden? Krankheit muss in diesem Kontext unbedingt moralisch, rational und ästhetisch bewertbar sein.

Es sind zweifellos düstere Zeiten. Vor uns liegen eine ökologische Katastrophe, in unseren Gesellschaftsstrukturen der Zerfall von Ordnungen und der Aufstieg despotischer Gruppen, die verzweifelte Hinwendung zu absoluten Heilslehren

und Kulte. Mittendrin ein Weiterfeiern und Weiterkonsumieren im endzeitlichen Fieberwahn!

Aber, wie es mit großen Krisen seit jeher ist und so auch hier: wenn das Corona-Virus doch daran gehindert werden kann, zur ganz großen Krankheit zu werden oder die allermeisten doch nur leicht verschnupft reagieren ob einer Corona-Ansteckung, dann können möglicherweise auch die anderen Symptome einer düsteren Zeit behandelt, die düstere Zeit selbst vielleicht abgewendet werden.

Den Virus lässt das alles allerdings denkbar unbeeinflusst.



- ✘ **Christian Sünderwald**, 51, in München geboren, seit 1991 in Chemnitz lebend, ist Fotograf, Essayist, Aphoristiker und Autor u. a. mehrerer Bildbände. Er setzt sich hier im Rahmen der Reihe ‚Sünderwald’s Querschnitte‘ regelmäßig mit gesellschaftskritischen Themen auseinander. Mehr zum Autor ist unter www.suenderwald.de zu erfahren.



Annelies Benelli

Annelies Benelli



Isobel Markus

Flirten in Berlin

Ich gehe mit einer Freundin aus, die ich schon länger nicht mehr gesehen habe. Sie lebt in Paris und ist für eine Woche in der Stadt. Wir waren essen und jetzt sitzen wir in einer Bar in Schöneberg und lachen. Das können wir gut zusammen. Außerdem hat sie das beste Lachen der Welt. Unbändig und ein bisschen dreckig mit einem riesigen Mund. Als Kinder haben wir mal gewettet, wer von uns den größeren Mund hat und sie hat mit dem Abstand von zwei Scheiben Toastbrot gewonnen, während ich schon an einer fast erstickt wäre. Heute trägt sie die Lippen rot angemalt und erinnert damit an Betty Blue. Sagt jeder.

Der Raum ist klein und wir lachen zu laut. Ich schaue mich verstohlen um. Etwas weiter weg sitzen zwei Typen an einem Tisch und schauen zu uns herüber.

»Nicht hinsehen«, raunt meine Freundin, »oder willst du, dass die beiden zu uns herüberkommen?« Sie zwinkert.

Ich schaue amüsiert. »Keine Sorge. Hier kommt keiner herüber. In Berlin guckt man bloß.«

»Also, ich weiß nicht.« Ihr Blick ist zweifelnd. »Du kannst mir doch nicht erzählen, dass man nie angesprochen wird?«

»Doch. Ich glaube, das läuft hier anders als bei euch.«

Sie trinkt einen Schluck, schaut nach rechts oben:

»Also jetzt wo du es sagst – stimmt, mir ist in den letzten Tagen schon auch aufgefallen, dass hier niemand flirtet. Ich dachte schon, es liegt an mir.«

»Wohl eher an der Stadt«, beruhige ich sie.

»Hm«, sie dreht sich zu den beiden Männern um, sieht wieder zu mir und fragt:

»Aber dann lernt man ja nie jemanden kennen?«

Sie guckt entsetzt.

»Nie«, bestätige ich mit ernstem Gesicht.

Kurz sieht sie geschockt aus.

Ich mache eine Grimasse. »Aber doch natürlich. Allerdings hat es den Effekt, dass wenn man doch mal angesprochen wird, automatisch denkt, dass der Typ einen Knall haben muss. Meist sind das dann aber bloß keine Berliner.«



Wir lachen wieder zu laut.

»Das ist verrückt«, sagt sie. »Dann wartet man hier also auf, ja auf was, auf das Schicksal? Das ist nicht normal.«

»Aber es hat Vorteile. Man kann sich komplett unbehelligt bewegen. Bei euch ist das teilweise anders.«

»Aber nicht doch«, sagt sie. » Es gibt nur ein paar Regeln. Wichtig ist, du darfst auf keinen Fall hinsehen oder reagieren, wenn er dir nicht gefällt.«

»Wie anstrengend. Und außerdem wie soll ich wissen, ob er mir gefällt, wenn ich ihn nicht angucken kann?«

Sie macht eine Papperlapapp-Handbewegung und sagt: »Aber ich bitte dich, das sieht man doch schon aus den Augenwinkeln. Und dann ist es ja auch immer ein Spiel und doch besser, als das Gefühl zu haben, unsichtbar oder sogar unattraktiv zu sein.«

»Wo ist da der Zusammenhang?« Ich schaue sie verwundert an. »Das ist doch sowieso wahllos, das Ansprechen.«

Sie beißt sich auf die Lippen.

Stille. Wir sehen uns im Raum um. An den anderen Tischen sitzen Frauen. Alle sind wie wir schwarz gekleidet und in Gespräche vertieft.

Meine Freundin klingt plötzlich frustriert: »Es ist wie im Kloster hier.«

Sie rührt in ihrem Drink. »Schau dich doch mal um.«

Ich lache wieder. Diesmal ohne sie.

»So geht das nicht«, sagt sie dann und legt den Löffel beiseite.

»Was denn?«, frage ich.

Statt einer Antwort streckt sie sich, steht auf, läuft auf die beiden Typen zu und lächelt sie im Vorbeigehen an. Ich beobachte aus den Augenwinkeln alles ganz genau.

Die beiden sehen ihr auf dem Weg zur Toilette hinterher. Sie grinsen sich kurz an. Der eine sagt etwas, aber ich kann ihn leider nicht verstehen. Dann stehen sie auf, nehmen ihre Jacke und gehen zum Zahlen nach vorn an den Tresen. Als meine Freundin wiederkommt und den leeren Tisch sieht, zieht sich ihr Gesicht zusammen. Sie lässt sich auf den Stuhl plumpsen und nimmt einen Schluck aus ihrem Glas.

»Ich werde noch ein Glas bestellen. Ich fühle mich in Berlin auch schon wie eine Großstadtnonne.«

✘ **Isobel Markus** wurde in Celle geboren und studierte Anglistik und Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin. Sie ist freie Autorin und wirkte bei Kunst- und Fotografie-Projekten mit. Ihre Kurzgeschichten wurden in Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlicht. Sie schreibt unter anderem für die Berliner Szenen der Taz und ist als freie Texterin für verschiedene Verlage und Agenturen tätig.



Foto: Dirk Skiba



Annelies Benelli

Mary Garland

Brief an einen mir unbekanntem Mann

War es nicht so, dass du mich hättest erkennen sollen? Hättest sehen sollen, was ist und nicht, was war. War es nicht so, dass du keinen Moment gebraucht hast, bevor du saßt. Dass ich es war, die du nicht zu kennen glaubtest.

Wir glauben alle, wir würden sehen. Wenn uns die Erkenntnis vor die Nase fallen würde, würden wir sehen. Ich glaube nicht, dass du das tust, sehen meine ich.

Wie du da sitzt, mit all deinen Theorien, all deinen Gedanken, all deinem Wissen. All das ist nichts, das kann ich sehen. Du bist mir ein vollkommen unbekannter Mann, nur deinen Namen weiß ich. Aber das reicht doch. Unser Name, das ist doch alles, was wir sind.

Du sagst, du bist mehr, ich glaube dir nicht. Es ist doch ohnehin egal, im Rahmen der Dinge. Ist es so, wie du denkst?

Ich hoffe es, denn das ist so, wie ich mir deine Gedanken vorstelle. Viel zu groß für dich, du bist sie nicht wert. Vielleicht hast du einmal versucht, an etwas Kleines zu denken. Eine Fliege vielleicht, oder ein Staubkorn.

Ich frage mich, ob du das wenigstens verstanden hast, nach allem, was du durchdacht hast. Da ist nämlich nicht viel zu verstehen. Ein Staubkorn, das fliegt und landet. Vielleicht auf deinem Bett, vielleicht auf deiner Haut. Mehr tut es nicht. Ich habe einmal gelesen, dass Staubkörner tote Haut sind, eigentlich. Abgefallen von uns Menschen. Teil von uns und einfach nicht mehr vorhanden.

Ich habe nie darüber nachgedacht, aber du hast es. Auch über den Tod. Ich kann es mir denken. Bist du religiös? Ich glaube es nicht. Zumindest nicht im kirchlichen Sinne. Vielleicht glaubst du an einen Gott. Vielleicht tust du es nicht. Es ist nicht wichtig. Ich frage mich, hast du darüber nachgedacht, was aus dir werden könnte, wenn du nur noch Staub bist. Vielleicht auch schon früher, denn zu Staub wird man erst einige Zeit nach dem Tod.

Macht dir das Angst, Staub zu sein, oder tot? Vielleicht macht es bei dir keinen Unterschied, ob du lebst oder nicht. Denn sehen, das tust du nicht. Ich habe mich dir offenbart und du kanntest mich nicht. Vielleicht wirst du das noch tun. Vielleicht wirst du noch bereuen, dass du nicht der warst, der du zu sein glaubst. Vielleicht wirst du mich auch verleugnen, denn zusammenbrechen, das werde ich dich nicht.

Und so ist es mir auch egal, ob du lebst oder nicht. Denn mehr als ein Name, das bist du für mich nicht.

.....

✘ **Mary Garland**, Jahrgang 2000, kommt aus einem bayrischen Dorf, lebt aber zurzeit zum Studium in einer Großstadt. Sie schreibt als Hobby über alles, was irgendwie ungewöhnlich ist.

Wollsteins Cinemascope

Deerskin (Arbeitstitel)

Kinostart: 30. April 2020

Der französische Künstler Quentin Dupieux (geb. 1974), der diesen Film fast im Alleingang hergestellt hat (Drehbuch, Regie, Kamera, Schnitt), ist Autodidakt, auch als Musiker. Er gilt als Wunderkind. Sein Film mit dem Arbeitstitel „Deerskin“ lief in Cannes, und er ist so grotesk, dass man ihn nicht vergisst.

Georges (Jean Dujardin), über den man später nur erfährt, dass er sich von seiner Frau getrennt hat, betrachtet beim Tanken sein Spiegelbild im Autofenster. Er ist nicht zufrieden mit seiner 08/15 Cordjacke, sie passt so überhaupt nicht zu ihm, und er stopft sie kurzerhand ins Klo der Tankstelle. Er findet second hand und zu einem horrenden Preis die Jacke, die ihm wirklich steht: Hirschleder mit langen Fransen, verwegen, todschick, die einzig wahre Jacke. Letzteres meint er wörtlich. Die Jacke ist sein Freund, sie spricht mit ihm, und er kann sich nicht oft genug zusammen mit ihr im Spiegel betrachten. Die beiden entwickeln einen teuflischen Plan: Es darf keine andere Jacke neben dieser geben! Doch wie kann das umgesetzt werden? Georges arbeitet mit Phantasie und Inszenierungen, geht schließlich über Leichen, um allen Leuten ihre Jacken wegzunehmen. Dabei setzt er auch die altmodische kleine Kamera ein, die er beim Kauf der Jacke dazu bekommen hat.

Der Regisseur wollte Wahnsinn realistisch in einer realen Welt darstellen. Es gibt keine filmischen Tricks, nur die Besessenheit von Georges, der zugleich mit realen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, etwa, wie er an Geld kommt, nachdem seine Frau das gemeinsame

Konto gesperrt hat. Eine Verbündete findet er in Denise (Adèle Haenel), der Hobby-Cutterin, die in einer Bar arbeitet. Georges lügt ihr das Blaue vom Himmel herunter, um ihre Unterstützung zu gewinnen. Für sie bezeichnend: Sie hat den Film „Pulp Fiction“ neu geschnitten, die Szenen in die „richtige“ Reihenfolge gebracht. Sie lässt sich mehr und mehr in Georges Wahn hinein ziehen, über den sie zugleich einen Film machen.

Die Geschichte spielt an entlegenen Orten mit wenigen, eigenartigen Figuren. Sie ist stringent aufgebaut und ganz in beige und hellbraune Farbtöne getaucht – wie Wildleder.

Georges ist einsam, daraus erwächst Traurigkeit, aber auch das Gefühl, sich alleine gegen den Rest der Welt behaupten zu müssen. Vertrautheit besteht nur mit dem selbst gewählten Objekt, der Lederjacke, deren Stil sein Außenseitertum unterstreicht. Durch die Kamera findet er eine Möglichkeit kreativ zu sein, gleichzeitig ist sie ein Symbol für selbstgemachte Illusionen und Inszenierungen. Komik und Drama vermischen sich in jedem Detail

auf überraschende und berührende Art. Ein wahrhaftes Kunstwerk.





Annelies Benelli

Klaus Kayser

An die Aufrecht Trauernden

Seid Ihr angetreten
Aufrecht und stark
Zu bekämpfen den Wahn?

Dann werft nicht den Stein
Unaufhörlich und stetig
In den modernden See
Der Vergangenheit!

Lasst nicht
Das Blut der Rache
In Eure Gedanken
Spritzen zur Glut
Der ewigen Schuld!

Denn alles richtet die Zeit!

Und der Wahn
Wächst mit dem Blut
Der Erinnerung
In trauernde Herzen.

Und die Gemordeten
Lecken die Spritzer
Entsteigen der Gruft
Fordern ihr Recht
Auf vergiftete Seelen.

So lasst die Gemarterten
Unsaybar Gequälten
Ruhem im Gestern
Ihres grausamen Seins.

Denn der Gekreuzigte
Nahm dem Mörder die Schuld
Überreichte dem Sieger
Das Opfer des Herrn.

-
- ✘ **Klaus Kayser, Dr. med. Dr. rer. nat. Dr. h.c. mult.** Professor für Pathologie und Epidemiologie. Weiteres Details siehe Wikipedia.
Gründer der Zeitschrift www.diagnosticpathology.eu. Herausgeber der Lyrik in der Literaturzeitschrift *Aktuell*. Vorsitzender der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren (IGdA). Zuletzt Lese- und Hör-Roman: *Über die Grenzen des Unbekannten*, Lehmanns Media, Berlin, 2019
Redakteur bei der *experimenta*.

Handbuch für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• uschtrin •

Annelies Benelli



Leser(innen)briefe

Hintergrundwissen über das „Corona-Virus“ aus Wuhan

Nach meinem zweiten Heimkehrversuch nach China 2002 konnte ich mich erst dazu aufraffen, vor der Gefahr aus Peking zu warnen.

Seit 18 Jahren unterstütze ich den Widerstand gegen das KP-Regime und seine geistigen und biologischen Viren. Die Kommunisten wollten die Welt erobern und hatten von Moskau aus die halbe Welt erobert, bis die Berliner Mauer zusammenbrach. Das KP-Regime in Peking jedoch konnte durch seine Brutalität und Tarnung seinen Terror fortsetzen. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion leidet das Einflussgebiet und seine Bevölkerung weiter unter der KP-Diktatur, mit der ihre „strategischen Partner“ im Westen bis heute Geschäfte machen.

Ohne die Sowjetunion und den Westen wären keine chinesischen Fachidioten in der Lage gewesen, auf Anweisung der KP-Führung mit Viren zu experimentieren, um biologische Waffen zu entwickeln, welche zunächst die USA besiegen sollen. Belege dafür gibt es genug im chinesischen Sprachraum.

Beispielsweise veröffentlichten zwei Militärmediziner der KP Chinas im August 2015 das Buch »SARS, sein unnatürlicher Ursprung und vom Menschen hergestellte neue Viruswaffen« (Originaltitel 《非典非自然起源和人制人新种病毒基因武器》). Auch auf Englisch gibt es Berichte darüber, hier ein neuer Bericht: <https://greatgameindia.com/coronavirus-chinas-secret-plan-to-weaponize-viruses/>

Die deutsche Öffentlichkeit hat die Wirkung der Viren made in Peking in Form von SARS (Schweres Akutes Respiratorisches Syndrom) 2003 mitbekommen, bei dem es um eine „Coronavirusinfektion“ geht. Die Pandemie, die jetzt in Wuhan ausbrach, ist auf ein weiteres „Coronavirus“ zurückzuführen. Eine erfolgreiche Virologin unter der KP-Führung namens Shi Zhengli hat 2015 dieses Virus als ihr Forschungsergebnis auf Englisch vorgestellt: <https://www.nature.com/articles/nm.3985?fbclid=IwAROiTTfDIT-uxNFPtvQH-xFrF6QaF1hKE1Ey2TPrEi17XfFUIbpUIAosDc>

Die KP-Propaganda, in der Tiere, chinesische Essgewohnheiten oder die USA bzw. CIA als Ursachen für die Virus-Verbreitung genannt werden, lässt sich leicht widerlegen. Das KP-Regime hat nicht nur von der Sowjetunion, vom SED-Regime, sondern auch vom Hitler-Regime gelernt. Im Gegensatz zu meinen Landsleuten in China habe ich das Glück, in der Freiheit über das KP-Regime in Peking und seine Verbündeten forschen und meine Erkenntnisse verbreiten zu können

Xu Pei, Köln

Einige Anmerkungen zu dem Artikel **Die Mensch Maschine** von Christian Sünderwald (eXperimenta Januar 2020, S.44)

Der Artikel hat mich erfreut. Es ist wahrhaftig an der Zeit, dass sich die Leser der eXperimenta, die – soweit ich unterrichtet bin – überwiegend den ‚Kunst- und Literaturinteressierten‘ oder sogar #Erschaffenen# angehören, von fachkundiger Seite informiert und auf zu erwartende Probleme, aber auch Chancen hingewiesen werden. Die Betonung liegt hier auf fachkundig, denn oberflächliche Informationsquellen, zumeist mit dilettantischer politischer oder finanzieller Ausrichtung gibt es zuhauf.

Lassen Sie mich einige kurze Bemerkungen einbringen:

1. Die von Christian Sünderwald treffend charakterisierte Mensch – Maschine Interaktion ist bereits dabei, diese Interaktionsebene zu verlassen und sich zu einer virtuellen ‚Maschine – Maschine Kommunikation‘ unter fortschreitender Loslösung vom Menschen zu entwickeln. Die Folgen sind die überall beklagten Missstände und Einflussnahmen auf unsere Idealvorstellungen von Demokratie, Recht und Freiheit. Da der Mensch den virtuellen ‚Wesen‘ hinsichtlich Intelligenz, Tatkraft und Entwicklungsfähigkeiten unterlegen ist, kann er diese Zustände nicht mehr oder kaum noch beeinflussen.
2. Die Künstliche Intelligenz (KI) sollte heute in die ‚reale‘ (RKI), d.i. die Ausbreitung der KI in unserer realen Welt, und die ‚irreale‘ KI (IKI), d.i. die Ausbreitung der KI in der virtuellen Welt (elektronisches Kommunikationsnetz) differenziert werden. Beide Welten unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Gesetzmäßigkeiten, ‚Lebensbedingungen‘ und externer / äußerer möglicher Einflussnahme erheblich. Somit werden sie sich nach verschiedenen Zielen und Moralvorstellungen entwickeln.
3. Wir als Menschen werden dabei den ‚kürzeren ziehen‘, denn unsere Existenz ist mit zahlreichen Handicaps behaftet, wie Sterblichkeit, weitgehende Abhängigkeit und Einflussnahme von virtuellen Welten. So fällt es selbst dem ‚Wissenden‘ schwer, die vor Jahrtausenden entwickelten Vorstellungen vom ‚Jenseits‘ und ‚göttlichem Willen‘ den heutigen Erkenntnissen anzupassen.
4. Unsere Politiker und ihre Glaubenswächter sollten endlich begreifen und ihre Ethik danach ausrichten: Wir als reale Menschen sowie unsere ‚Koordinaten‘, in denen wir zu leben haben, sind sterblich, begrenzt durch Anfang und Ende, Geburt und Tod. Wenn wir Glück haben kann die IKI, wie unsere Ärzte den Kranken unter uns, das Leben verlängern, angenehmer, sorgenfreier machen; ja, sie wird uns sogar das Sterben und den irrealen Verlust des eigenen Ichs nehmen können. Aber nicht den realen Tod.

Klaus Kayser, Heidelberg





Charles Stünzi

Drei englische Sonette und ihre Übertragungen ins Deutsche durch Charles Stünzi

Die Übersetzung von Shakespeares Sonett 18 wurde an diversen Orten veröffentlicht, unter anderem auch im Band «'...lesen, wie krass schön du bist konkret'. William Shakespeare, Sonett 18, vermittelt durch deutsche Übersetzer», herausgegeben von Jürgen Gutsch, Edition Signathur, Dozwil/Schweiz, 2017, ISBN 978-3-906273-15-0

✘ **Charles Stünzi** wohnt in Glis (Schweiz). Anglist und Germanist, sechsfacher Buchautor, Lyriker, Lyrikübersetzer, Rezensent, Referent, Verfasser literaturwissenschaftlicher Aufsätze, Co-Präsident der Oberwalliser Schriftstellervereinigung WAdS, Lektor und Redakteur bei experimenta.

Peter Russell (1921 – 2003)

Midsummer Music

Midsummer music, what have you to tell
Of the bright spring for which the children long?
The sandy moon is waning: a soft bell
Croons in the zany woods its wordless song.

Come pick the fruits, the plums and apples pluck
With busy hands, before the good boughs break;
Your horn-of-pleny blow, your summer's luck,
Before your autumns fall beneath the rake.

Bless all he fruits (O they ere blessed before!),
Bless the warm earth the children lie upon
And all the flowers that crowd about your door!

Think not on winter with his visage wan
Or of the sleeping seed within the core,
But taste the fruit before the summer's gone!

Peter Russell (1921 – 2003)

Sommermusik

Sommermusik, was kündigst du, ich frag,
Vom lichten Lenz, ersehnt von Kinderschar?
Rotgelber Mond nimmt ab, und Glockenschlag
Singt sanft im irren Wald, der Worte bar.

Jetzt greif die Frucht! Die Pflaumen, Äpfel pflück
Mit flinker Hand, bevor die Zweige brechen!
Dein Füllhorn blase, deines Sommers Glück,
Bevor dein Herbst dahinfällt untern Rechen!

Die Früchte segne (gesegnet schon zuvor),
Die Erde warm, der Kinder Liegestatt,
Und all die Blumen, drängend um dein Tor!

Denk nicht an Winters Antlitz, bleich und matt,
Nicht an den Keim, der schläft in Kern und Flor!
Nein, kost die Frucht, solange der Sommer satt!

George Herbert (1593 – 1633)

Redemption

Having been tenant long to a rich lord,
Not thriving, I resolved to be bold,
And make a suit unto him, to afford
A new small-rented lease, and cancel th' old.

In heaven at his manor I him sought;
They told me there that he was lately gone
About some land, which he had dearly bought
Long since on earth, to take possession.

I straight returned, and knowing his great birth,
Sought him accordingly in great resorts;
In cities, theaters, gardens, parks, and courts;
At length I heard a ragged noise and mirth

Of thieves and murderers; there I him espied,
Who straight, Your suit is granted, said, and died.

George Herbert (1593 – 1633)

Erlösung

Als Pächter eines reichen Herrn mit Macht,
Erfolglos stets, beschloss ich, kühn zu sein
Und ihn zu bitten, mir in neuer Pacht
Zu günstigerem Zins das Land zu leihn.

In seiner Himmelsburg wollt' ich ihn finden.
Dort sagt man mir, er sei auf einer Reise,
Um Land auf Erden nun an sich zu binden,
Das er schon lang gekauft zu teurem Preise.

Ich kam zurück und suchte ihn an Stellen,
Die seiner hohen Herkunft würdig waren,
In Stadt, Theater, Park und beim Cäsaren.
Zuletzt hörte ich Lachen, grobes Gellen

Von Dieben, Mördern. Dort erblickt' ich ihn.
Er sprach: «Es ist gewährt.» und schied dahin.

William Shakespeare (1564 – 1616)

Sonnet 18

Shall I compare thee to a summer's day?
 Thou art more lovely and more temperate:
 Rough winds do shake the darling buds of May,
 And summer's lease hath all too short a date.

Sometime too hot the eye of heaven shines,
 And often is his gold complexion dimmed,
 And every fair from fair some time declines,
 By chance, or nature's changing course untrimmed:

But thy eternal summer shall not fade,
 Nor lose possession of that fair thou ow'st,
 Nor shall death brag thou wand'rest in his shade,
 When in eternal lines to time thou grow'st,

So long as men can breathe or eyes can see,
 So long lives this, and this gives life to thee.

William Shakespeare (1564 – 1616)

Sonnet 18

Soll ich dich messen an des Sommers Zeit?
 Viel schöner bist du, und du hältst mehr Mass.
 Der Wind erschüttert Knospen, sturmbereit,
 Und allzu schnell verdorrt des Sommers Gras.

Manchmal erstrahlt zu heiss der Sonne Rund,
 Und oft verdunkelt ist ihr güld'ner Schein,
 Und alle Schönheit kennt die Todesstund',
 Entstellt durch Unbilden und Alterspein.

Doch dein endloser Sommer bleibt sich gleich,
 Verliert die Schönheit nicht, die du besitzt,
 Auch drohet nicht des Todes Schattenreich
 Dir, Teil der Zeit, auf ewig eingeritzt.

Solange Menschen leben, Augen sehn,
 So lang lebt dies, und so bleibst du bestehn.





Daniela M. Ziegler

Weißkääs

Auf der Schwelle sitzen.

Zwischen drinnen und draußen. Im Zwischenreich.

Das bedeutet Einsamkeit, Verlorenheit, Verzweiflung - und so fühlte sich die etwa Zehnjährige auf der Schwelle vor dem Eingang zum Haus ihrer Tante 2.

Grades; sie wollte nicht wieder hinein, eigentlich wollte sie überhaupt nichts mehr, vielleicht nur noch verschwinden, sterben, nicht-sein, sich auflösen.

Was war geschehen? Eine Szene wie viele: „Schau den Weißkääs! Man könnte meinen, sie kriegt nix zu essen! Komm her, Weißkääs, damit du rote Backen kriegst!“, und Mutter kniff ihr kräftig mit Daumen und Zeigefinger in die Wangen, damit die rot wurden und die Leute nicht dachten, sie bekäme nichts zu essen. Der Weißkääs wehrte sich aber, wand sich aus dem festen Griff der übermütig lachenden Mutter - „Noch nicht mal Spaß versteht sie!“ - und lief aus dem Zimmer, weinend, ärgerlich, gekränkt, dass man mit ihr in aller Öffentlichkeit so umsprang, dass ihre Mutter den Verwandten - und den viel jüngeren Kindern! - vormachte, wie man mit ihr umgehen durfte. Was konnte sie dafür, dass sie so hellhäutig war und nicht gerne aß, weder das, was es auf dem Land bei der Verwandtschaft gab (wo überall ein Schmutz herrschte, dass es einen schüttelte, wenn man nur hinsah!), noch das, was Oma auf den Tisch brachte, immer Kartoffeln und grüner Salat; das schmeckte nach nichts, und wenn sie nein sagte, bekam sie es dennoch auf den Teller. Alle redeten immer nur vom Essen, als ob das das Wichtigste auf der Welt wäre. Das war es aber nicht. Manchmal wollte sie einfach nur tot sein, wie jetzt, als Mutter ihr in die Wangen gekniffen hatte und sie vor allen Verwandten, auch vor ihrem viel jüngeren Großcousin Weißkääs genannt hatte. Bald würde der Bub um sie herumspringen und „Weißkääs Weißkääs“ skandieren, dabei war sie doch schon groß und sollte in der Schule die beste sein und immer gute Noten bringen.

„Mal sehen, wann Mama merkt, dass ich nicht da bin. Wo sie doch immer sagt, sie mache sich Sorgen um mich und müsse immer wissen, wo ich bin. Draußen sei es ja so gefährlich. Mal sehen, wie lange sie braucht.“

Aber Mama rief nicht nach ihr und kam ihr auch nicht nach. Hatte sie sie vergessen? War ihr der Anderthalbjährige von Tante Liesl wichtiger, den sie auf ihrem Schoß tanzen ließ und dazu aufmunternd „Hoppa hoppa!“ rief, dass seine feisten Schenkel auf und ab gingen wie plumpe Kolben und ihm vor Begeisterung die Spucke aus dem offenen Mund floss - es hatte sich schon ein Speichelfaden gebildet, ekelig und lang, der bis auf Mamas frischgebügelte Bluse reichte! Mit seinen ersten Schuhen, mit denen er auf dem schmutzigen Fußboden umherlief, durfte er auch auf Mamas Rock tanzen! „Leg doch was drunter! Dein Rock wird ja ganz schmutzig!“, hatte sie ihrer Mutter

zugewispert, damit es nicht jeder hörte. Aber Mama antwortete laut und ignorierte damit ihre verschwörerische Absicht, ihren Rat nicht alle hören zu lassen: „Das macht doch nichts. Die kleinen Füße, die können doch nicht schmutzig sein.“ Sicher würde sie einen Tag später einen Fleck auf ihrem Rock bemerken, undefinierbar!, was das nur war?, und energisch daran herumschaben, so lange, bis sie ihn weggekratzt hätte, und vor Abscheu sagen: „Wie dreckig es da auch immer ist!“

„Hatte ich dir gestern gesagt“, würde das Kind trotzen. „Aber du hörst mir ja nie zu.“

„Das war sehr ungezogen von dir, in aller Öffentlichkeit die Liesl beleidigen. So was sagt man nicht, dass es wo schmutzig ist“, würde Mama sie anfahren. Und so weiter und so fort - sie würde sich wehren - Mutter dagegen anschimpfen - endlos - endlos - eine der vielen Auseinandersetzungen zwischen ihnen, die zu nichts und wieder nichts führten.

„Ich bin immer die Böse, immer die, die irgendwas falsch macht!“, dachte sie bitter auf der kalten Schwelle vor Tante Liesls Haus. „Wenn ich doch weg wäre, oder wenn ich schon groß wäre, dann ginge ich fort und käme nie wieder. Ja! Wenn ich mal groß bin, gehe ich weg und komme nicht zurück. Sie kann sich ja mit ihren Patenkindern abgeben, die mit den dicken Beinchen und den langen Spuckefäden, die sind ihr sowieso lieber ...“ Sie steigerte sich ein bisschen in ihre Verlassenheit hinein und weinte still vor sich hin.

Ihre Mutter hatte es wohl bemerkt, dass ihre Tochter weggelaufen war, und in Küche, Flur und auch vorm Haus rief sie ihren Namen, dann aber dachte sie, nein, es ist ja kalt und dunkel draußen, da wird sie wohl nicht rausgelaufen sein. Liesl meinte: „Sie ist bestimmt oben im Kinderzimmer und versteckt sich da. Mach dir keine Sorgen. Die kommt schon wieder.“ So wird es wohl sein, dachte die Mutter. Soll sie noch eine Weile wegbleiben. Dass das Kind, das einem oft unangenehm wahrhaftig und treffend den Spiegel vor Augen hielt, mal weg war, war wie eine kleine Wohltat; man konnte so tun, als gäbe es dieses Kind gar nicht, dachte sie in einem Teil ihres Unterbewusstes, so tief in ihr drin, dass sie nicht gezwungen war, es überhaupt zu bemerken. Also war es wieder mal beleidigt: Es war zu leicht, dieses kluge und empfindliche Kind zu kränken. Sein gequälter Märtyrerblick sprach eine sadistische Seite in ihr an; die Tatsache, dass sie ein kleines sadistisches Vergnügen daran hatte, ihr Kind zu quälen, war ebenso tief in ihrem Unterbewusstsein verborgen, so tief, dass sie nicht gezwungen war, es überhaupt zu bemerken. Oft überkam sie etwas wie Reue, wenn sie ihr Kind zu Tränen und Gekränktheit provoziert hatte, und kaufte ihm teure Spielsachen, Markenstofftiere mit weichem Fell, in die sich das Kind hineinkuschelte, wie in eine weiche mütterliche Umarmung, die

ihr die Mutter nicht zu geben imstande war. Dieses innige und sehnsüchtige Hineinkuscheln tat der Mutter mehr weh als alle altklug-erwachsenen Worte, die ihre zehnjährige Tochter für sie, die Mutter, übrig hatte.

Das Kind hatte die beiden Frauenstimmen wohl gehört, aber nicht reagiert. Sie war wie erstarrt vor Kälte und gefangen in ihren verlockenden Vorstellungen, eines Tages weit weit weg zu sein. Niemand kam vorbei. Niemand fragte: Was mechschn do? Außer einem. Einer war auch nicht im warmen Haus, einer war auch draußen, und das war Helmut, Liesls Mann und der Vater der beiden Buben, des älteren, der schon zur Schule ging, und des Anderthalbjährigen mit dem Speichelfaden. Helmut existierte nur am Rande der Familie, er hatte pflichtgemäß gezeugt, verdiente Geld für seine Familie und sorgte für einen Zuverdienst auf seinen beiden Äckern, damit alle satt wurden: Das waren seine Aufgaben, und dafür musste er ja nicht unbedingt im Hause sein. Wo sie alle lachten und redeten, wo Schwägerinnen, Nachbarinnen, Cousinen, Großmütter in der Küche hockten und laut debattierten; er hätte nicht gewusst, was reden und warum lachen. Das war nicht seine Welt. Heute aber hatte er noch eine Aufgabe zu erfüllen, nämlich nachzuschauen, warum das Hoftor halb offen stand. Dort saß die Tochter von der Heidi, sie fror, das konnte man sehen, und sie schien zu weinen. Er ging hin zu ihr und sagte: „Was mechschn do haus? S isch doch kalt? Do kansch net bleiwe! Geh nei ins Haus, wo’s warm isch! Kumm, schteh uff.“

Sie zögerte, aber dann gehorchte sie ihm. Er hatte noch nie mit ihr geredet, nie so viele Sätze zu ihr gesagt. Dass er der Einzige war, der gekommen war und sie entdeckt hatte, löste den Bann, in dem sie steckte; brav ging sie hinter ihm her und ins Haus hinein, wo die Mama mit Liesl und den Buben, der Oma, ihrer Schwester und den Cousinen saß und lachte lachte lachte. Gerade war eine von ihnen dabei, eine Geschichte um die Brüder Martin, Josef und Franz zu erzählen, die lustige Burschen waren, als sie jung waren. Die alten Geschichten handelten fast ausnahmslos vom großen Appetit der drei und unweigerlich auch davon, wie sie daraufhin in Leibesnöte gerieten und nicht wussten, wo sie nun schnell hinverschwinden konnten ...

Diese Geschichten von früher, als alles noch schön war und die Welt noch in Ordnung, wurden übermütig und lautstark zum Besten gegeben, oft unter Assistenz der anderen, die dazwischenschrien: „Noi, Marri, do hosch was vergesse, des war doch sou ...“, und das Fehlende ergänzten. Während des Erzählens wurde wiederholt gelacht, das Gelächter war bis auf die Straße zu hören, so sehr amüsierten sie sich, und oft beehrte einer der Nachbarn Einlass, um zu hören, was da so lustig erzählt wurde. Eine der bereits hundertmal, tausendmal erzählten Geschichten hätte man mit „Gschtriche

voll!“ titulieren können, als Onkel Martin auf Wanderschaft bei einer entfernt bekannten Familie nachts unterkam und ihm niemand gesagt hatte, wo das „Heisl“ war und auch kein Vollmond schien, der ihn bei der Suche danach hätte unterstützen können. Im stockdunklen Zimmer fand er schließlich nur eine große Ziervase ... und die war dann am Morgen „gschtriche voll“.

Noch bevor die Geschichte zu Ende war, kreischte man hier und da schon in Vorfreude aufs Ende auf. Am Ende dann kam die Eruption, man schrie und lachte, und alle brüllten im Chor: „Gschtriche voll!“, dass es nur so schallte. Wie ein Orchester aus Sirenen oder Kreissägen - die Frauen! - und polternder Steine und Stiergebrüll - die Männer! - klang dies, und das zehnjährige Mädchen beobachtete dies alles mit einer Miene, als studierte sie die absonderlichen Rituale einer fremden, gerade entdeckten Ethnie im undurchdringlichen Regenwald, die ihre alljährliche Ahnenfeier beging.

✘ **Daniela M. Ziegler**, geb. 1954 in Heidelberg, nach Studium der Klassischen Archäologie in HD und HH Promotion über Römische Frauenfrisuren; schreibt seit 25 Jahren, z.B. Roman „Marc Aurel oder Die Reise nach Kanada“ (E-Book) sowie hochdeutsche und kurpfälzische Kurzprosa (PhoBi-Almanach, Unser Land etc.). Lebt seit 5 Jahren auf dem Lande.





Auf der folgenden Seite finden sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **experimenta**

Kevin Coordes

Book King Award

Ein Schreibwettbewerb für Fantasy-Romane wird vom Selfpublishing-Verlag Book King ausgerichtet. Der Gewinner erhält ein umfangreiches Autorenpaket bestehend aus Cover, Konvertierung, Lektorat und Vermarktung. Teilnehmer haben ein vollständiges Manuskript mit einem aussagekräftigen Exposé einzureichen.

Einsendeschluss ist hierbei der 30. April 2020.

Die Manuskripte sind per Mail an info@book-king.de zu senden. Weitere Informationen gibt es auf der Webseite des Verlages unter <http://book-king.de/book-king-award/>

BER darf nicht sterben

Wer gerne Krimi-Kurzgeschichten schreibt, kann sich an den Dirk-Laker-Verlag wenden. Dieser sucht Beiträge rund um den Flughafen BER, um im August eine Anthologie zu veröffentlichen. Der Beitrag sollte zwischen 30.000 und 60.000 Zeichen liegen. Die veröffentlichten Teilnehmer erhalten ein anteiliges Honorar aus 8% des Nettoverkaufspreises. Bei vielen guten Einsendungen werden wahrscheinlich auch mehrere Anthologien veröffentlicht.

Der Beitrag ist **bis zum 30. April 2020** an dirklakerverlag@t-online.de zu senden.

Die **experimenta** finanziert sich ausschließlich durch Spendengelder. Das macht uns unabhängig von Werbung.

Seit fünfzehn Jahren ist es uns gelungen, unser Magazin auf diese Weise, mit einem geringen Budget, über die Runden zu bringen. Dennoch möchten wir Sie an dieser Stelle bitten, die **experimenta** durch Ihre Spende zu unterstützen. Bei mehr als 20.000 Abonentinnen und Abonnenten kann uns schon ein Betrag von 1 bis 50 Euro oder mehr sehr hilfreich sein, um unsere redaktionelle Arbeit entspannter und effektiver zu gestalten.

Mit Ihrer Spende können wir Kosten für umfangreiche Recherchen finanzieren. Damit wir die nächsten fünfzehn Jahre weitermachen können, hoffen wir auf Sie mit Ihrer Solidaritätsspende.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Unterstützung!

Ihre **experimenta** Redaktion

Unabhängig durch Solidarität.

Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55XXX

Verwendungszweck: **experimenta**



Annelies Benelli



Annelies Benelli

Wolfgang Rödiger

Vor den Türen

Die augenscheinliche Verknappung
der verfügbaren Menschenseelen
als potentielle Gefährdung des
reibungslosen Reinkarnationsablaufs
als Angeschchnittenes auf dem Bildschirm
stimmt ihn heute nicht mehr nachdenklich.

Der herausgeforderte Angriff
der rasch überkühlenden Luftmasse
vereinigt ihn mit klargrauer Kleinstadt.

Mit Stern und Stein in den Seitentaschen
und jener abgegriffenen Planung:
"Lass' mich jetzt geh'n und zufrieden werden",
wieder nur regelgerecht gewappnet
für herumlungernde Begegnungen,
zitiert er seine Aufmerksamkeit
in die oft kaum erahnbaren Winkel,
in die Nischen erniedrigten Weltalls,
der fein verdreckten Komplettansammlung
von Existentem und Gedanken,
wo von trotzigem Althergebrachten
kein Erneuerer etwas wegnimmt.

Nein, es ergibt sich auch nichts dem Verwegenen.
Er könnte auch noch brüllen und flehen.
Es bleibt beim gewaltrührigen Mißstand
und dem sichtbar abwinkenden Ziel
unter den vielen mickrigen Toden.

Zurück zur gelittenen Widersinnlichkeit,
zu den Sterbezimmern, den zu wenigen!

* **Wolfgang Rödiger**, geboren in Straubing, lebt in Mitterfels.
Veröffentlichung von mehr als 270 Einzeltexten in diversen
Anthologien, Literaturzeitschriften, Tageszeitungen, Kalen-
dern und Online-Magazinen.

Anzeige

DAS GEDICHT

»Der Wert eines Gedichts ist unschätzbar und lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Gerade in einer Zeit, in der Geld vielen Menschen alles bedeutet, ist das Verfassen und Verbreiten von Poesie die vielleicht elementarste Form des friedlichen Protests gegen die totale Ökonomisierung unserer menschlichen Existenz.« Anton G. Leitner, Herausgeber

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit rund um die Lyrik mit einem Abo unserer Zeitschrift **DAS GEDICHT**.
Alle Infos unter www.dasgedicht.de
und www.dasgedichtblog.de

DG

**Poesie rettet den Tag –
Lesen rettet die Poesie.**



Annelies Benelli



Annelies Benelli
Titelbild



Impressum

experimenta

Magazin für Literatur, Kunst und Gesellschaft

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Dr.-Siegilitz-Straße 49, 55411 Bingen

Herausgeber:
Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Redaktion:
Kevin Coordes (Prosa, Social Media und Werbung)
Philip J. Dingeldey (Prosa),
Jens-Philipp Gründler (Kunst und Kultur, Prosa und Sound Voices),
Rüdiger Heins,
Prof. Dr. Dr. Dr. Klaus Kayser (Lyrik und Prosa)
Franziska Range (Bildredaktion),
Dr. Annette Rümmele (Prosa und Kunst),
Michael Sindorf (Video, Schnitt und Regie),
Elisabeth Schmidt (Schlusskorrektur),
Charles Stünzi (Lyrik und Prosa),
Barbara Wollstein (Filmkolumne),

Korrespondenten:
Prof. Dr. Mario Andreotti (St. Gallen, CH),
Christian Sünderwald (Chemnitz),
Isobel Markus (Berlin),
Xu Pei (Köln),
Peter Biro (Zürich)

Layout und Gestaltung: Wolf Dobenecker
Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:
experimenta
Dr.-Siegilitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.
© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Auflage: 22.000
ISSN: 1865-5661
URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2020-046

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.
Titelbild: Annelies Benelli, Vögel Freiräume



* Annelies Benelli



experimenta

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben

www.inkas-institut.de